

SONIA MARMEN

Schild und Harfe

Buch

Schottland im 18. Jahrhundert: Alexander Macdonald, Sohn von Duncan Coll und Enkel von Caitlin und Liam, fühlt sich von seiner Familie zurückgewiesen. Um seinem tragischen Dasein voller schmerzhafter Erinnerungen, Einsamkeit und widersprüchlicher Gefühle zu entgehen, schließt er sich dem schottischen Regiment der englischen Armee an, die für die Eroberung Neufrankreichs kämpfen will. So kommt es, dass er sich 1758 auf amerikanischem Boden wiederfindet und an der Seite Englands gegen die Franzosen kämpft. Aber das Schicksal hat eine neue Prüfung für Alexander vorgesehen: Während der Besetzung Québecks trifft er die Liebe seines Lebens: Isabelle Lacroix, Tochter des reichsten Kaufmanns der Gegend – und Französin. Trotz ihrer scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze entwickelt sich bald eine verzehrende Leidenschaft zwischen ihnen. Doch wird ihre Liebe den Schrecken der Zeit trotzen können?

Autorin

Sonia Marmen wurde in Oakville, Kanada, geboren. Mit vier Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Neuschottland, wo sie das erste Mal mit den Nachfahren von schottischen Highlandern und deren farbenprächtigen Tartans in Kontakt kam. Sonia Marmen hat englische Vorfahren und ist fasziniert von allem Keltischen. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in der Provinz Québec.

Sonia Marmen

Schild und Harfe

Highland-Saga

Ins Deutsche übertragen
von Barbara Röhl

blanvalet

Die kanadische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Cœur de Gaël: La Terre des conquêtes«
bei Les éditions JCL inc., Chicoutimi, Québec, Kanada.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2008 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2005 by Les éditions JCL inc., Chicoutimi,
Québec, Kanada

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by
Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur Editio Dialog,
Dr. Michael Wenzel, Lille, Frankreich.

Umschlaggestaltung und -motiv: Eigenarchiv HildenDesign, München

Redaktion: Beate Bücheleres-Rieppel

ES · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

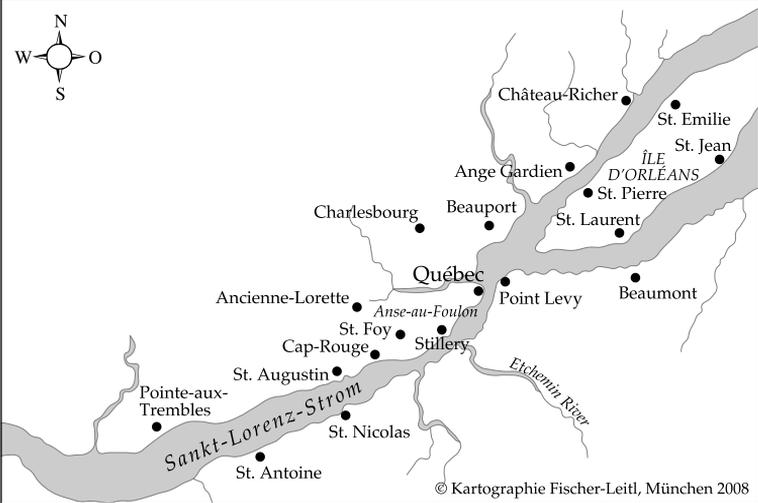
eISBN 978-3-641-11358-2

KANADA UND DIE ENGLISCHEN KOLONIEN UM 1759

0 100 km

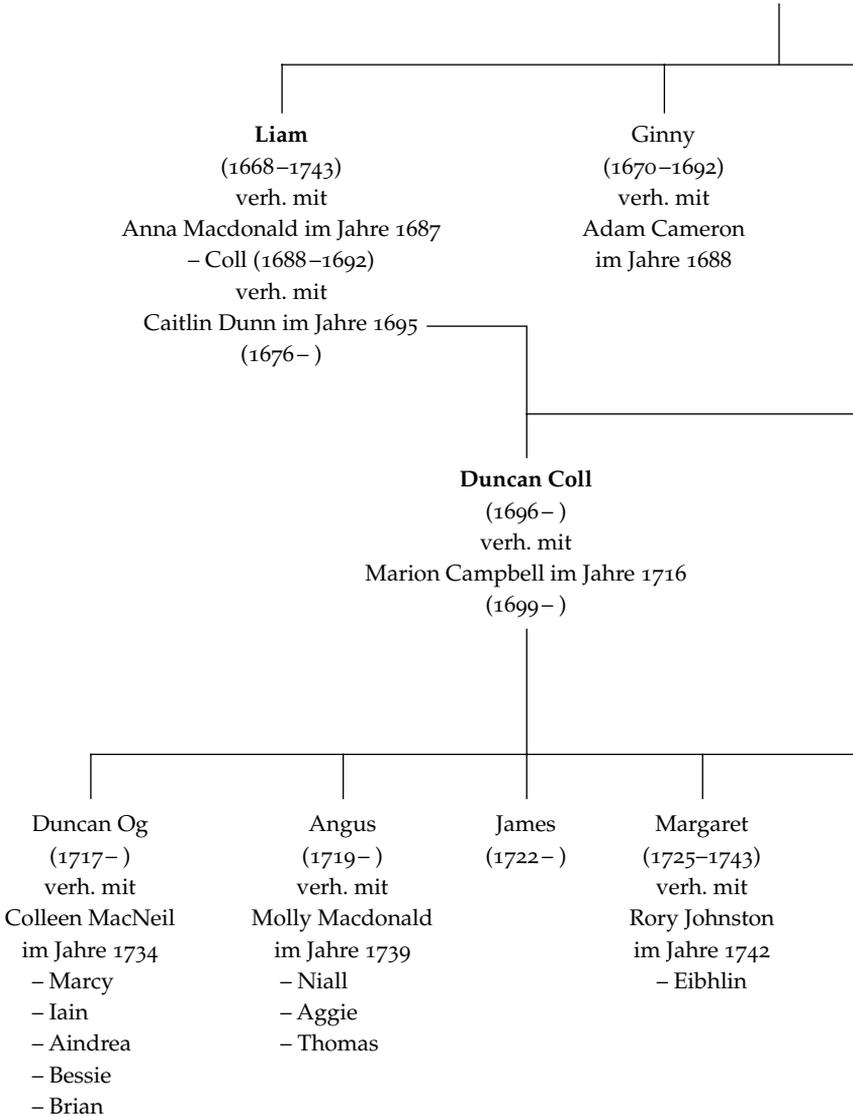


QUÉBEC UND DER SANKT-LORENZ-STROM UM 1759

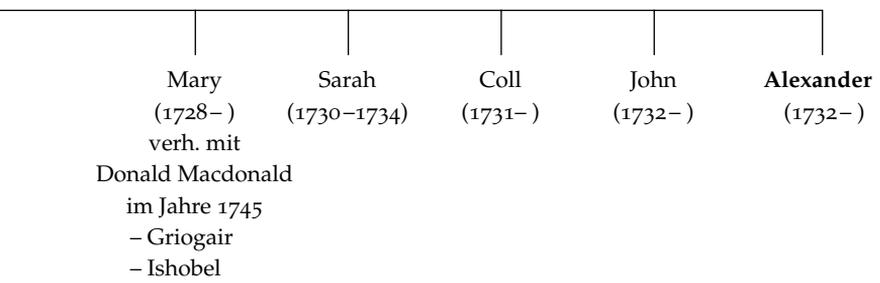
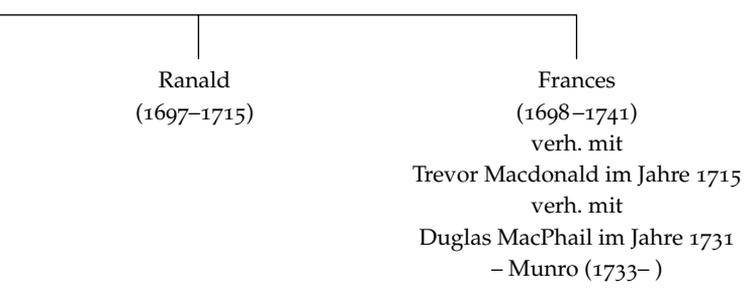
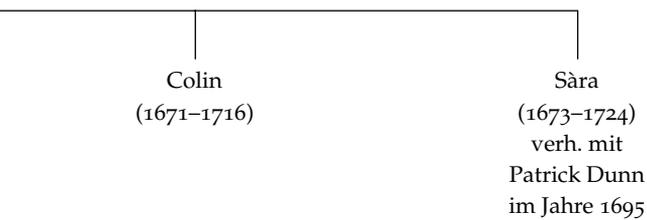


Stammbaum der Mac
Duncan Og Macdonald

verh. mit Janet Macdonald



Macdonalds von Glencoe
de Glencoe (1647–1692)
de Keppoch (1651–1686)



Historische Anmerkung zum Siebenjährigen Krieg

Auf den österreichischen Erbfolgekrieg, der mit dem Friedensschluss von Aachen im Jahre 1748 zu Ende gegangen ist, folgen acht vergleichsweise ruhige Jahre, in denen Europa aufatmen kann. Doch der Groll schwelt weiter. Ein Bündnis der seit Jahrhunderten verfeindeten Mächte Frankreich und Österreich führt zu neuen Feindseligkeiten mit Großbritannien. Diese Umkehrung der Allianzen treibt die großen europäischen Mächte in den Siebenjährigen Krieg, der auf mehreren Kontinenten geführt wird und rasch Züge eines Weltkriegs annimmt. Dabei treten Großbritannien, Preußen und Hannover gegen ein starkes Bündnis an, das aus Frankreich, Österreich, Russland, Sachsen, Schweden und Spanien besteht.

Doch schon lange vor dem offiziellen Beginn der Kämpfe hängt Pulverdampf über Amerika. Im Frühjahr 1754 greift der einundzwanzigjährige, aus Virginia stammende George Washington eine französische Abteilung an, die sich auf einer diplomatischen Mission befindet. In Akadien* beginnen die Briten nach der Eroberung von Fort Beauséjour mit der Deportation der franzö-

* Zeitgenössische Bezeichnung für die von Frankreich aus besiedelten Küstengebiete Nordamerikas; das Gebiet umfasste die heutigen kanadischen Provinzen Neuschottland, Neubraunschweig und die Prinz-Edward-Insel sowie Teile der Provinz Québec. (Anm. d. Übers.)

sischen Akadier, die sich vor allem in Louisiana wieder ansiedeln. Diese Umsiedlungsaktion wird von den Akadiern als »Le Grand Dérangement«, die »große Störung«, bezeichnet.

Währenddessen sticht Jean-Armand Dieskau, Kommandeur einer französischen Schwadron, mit sechs Bataillonen von insgesamt dreitausenddreihundert Mann, die für die Verteidigung Neufrankreichs bestimmt sind, vom französischen Hafen Brest aus in See. England zögert nicht, ebenfalls Regimenter dorthin zu entsenden, die sich hauptsächlich aus Iren und Schotten zusammensetzen.

Mit der Schlacht am Monongahéla* beginnt das, was in Amerika bis heute als »Franzosen- und Indianerkrieg« bezeichnet wird. Zu Beginn stecken die Engländer einige Niederlagen ein. Doch dann fällt ein französischer Vorposten nach dem anderen. Die Auseinandersetzungen auf amerikanischem Boden enden mit der Kapitulation von Québec 1759 und der von Montréal 1760.

Am 10. Februar 1763 wird mit dem Frieden von Paris der Krieg offiziell beendet, aus dem Großbritannien als großer Sieger hervorgeht. In Nordamerika beginnt damit eine schwierige Koexistenz zwischen zwei vollkommen verschiedenen Kulturen mit allen Folgen, die daraus erwachsen. Und diese beiden Kulturen existieren bis heute weiter.

Im Dezember 1763 wird das schottische Regiment der Fraser Highlanders, das auf den Abrahamshöhen gekämpft hat, aufgelöst. Etliche Soldaten – darunter Mitglieder der Familien Fraser, Ross, Mackenzie, Reid und Blackburn – entscheiden sich, in Kanada zu bleiben und ehelichen Frankokanadierinnen. Nachkommen von ihnen leben noch heute im Saint-Laurent-Tal und sind vollständig frankophon.

* Benannt nach dem Monongahéla-Fluss. Das Schlachtfeld liegt auf dem heutigen Stadtgebiet von Pittsburgh, Pennsylvania. (Anm. d. Übers.)



TEIL EINS

1745

No man's land

Nur wenige von ihnen werden zurückkehren.

William Pitt, britischer Kriegsminister

Oh Herr, öffne mir die Tore der Nacht, auf dass ich vergehe.

Victor Hugo

In memoriam
Glencoe, 1745

Dieser Tag hätte der Schöpfungstag sein können oder auch der letzte der Welt. Er war ein Tag wie alle anderen und gleichwohl ein Tag, wie er nie wiederkehren würde. Die Zeit ist ein ewiger Wiederbeginn und zugleich das unaufhaltsame Fortschreiten auf ein Ende hin, denn jedes Ding trägt seine Vollendung bereits in sich. Aber ich glaube auch ... dass das Ende einer Sache immer der Beginn einer anderen ist, denn in allem schlummert die Ewigkeit.

Es war einer dieser frischen, sonnigen Vormittage im Frühherbst. Nebelfetzen schmiegteten sich wie verliebt um die Felsgipfel, diese natürlichen Festungswälle, zwischen denen der Coe-Fluss mit seinem eher ruhigen Temperament hinunter zum Loch Leven sprudelte. Das kristallklare Lied des Wassers, das durch mein ganzes Tal klang, erinnerte mich an meine Geschichte, die auch die meiner Kinder und Enkel war. Denn in meinen Nachkommen floss das Blut meines Volkes: ein lebendiges Wasser, das die Geschichte von einer Generation zur anderen trägt; eine Quelle, die unsere Wurzeln tränkt; Tinte, die unsere Zeit auf Erden festhält. So habe ich durch meine Kinder Anteil an der Ewigkeit, auch über die Zeit hinaus, die mir auf Erden gegeben ist. Durch sie wird mein Volk den Exodus überleben.

Die Sonne brachte es nicht mehr fertig, meine alten Knochen zu erwärmen. Ich saß auf einer Bank unter dem Apfelbaum, den die Brise entblätterte wie ein zärtlicher Liebhaber, und betrachtete die Landschaft, versuchte, mir das unwandelbare Blau des

weiten Himmels einzuprägen und ließ mich von den schönen und teilweise bedrückenden Bildern aus meiner Vergangenheit wiegen, die in meinem Geist aufstiegen. Die Sommerhitze hatte ihr Werk getan, und die Hügel hatten wunderbare Ockerschattierungen angenommen, die das Auge wärmten. Meine Seele war heiter, obwohl ich nicht lächelte. *Bald ist es so weit ...*, sagte ich mir zum wiederholten Mal. Ich empfand weder Angst noch Bedauern. Der Himmel breitete seine Unendlichkeit über meinem Tal aus und lud mich ein, mich dort auszuruhen. Endlich öffnete die andere Welt mir ihre Pforten. Dort würde ich Liam wiedersehen, meine große Liebe ... Ich war bereit für meine letzte Reise.

Ausgelassenes Lachen riss mich aus meinen Gedanken. Die beiden Letztgeborenen meines Sohns Duncan, die Zwillinge John und Alexander, rannten mit einem anderen Jungen um die Wette und schwenkten dabei ihre hölzernen Schwerter. Mit ihren langen, nackten Beinen, die schlammverkrustet unter den Kilts hervorschauten, sprangen sie durch das goldene Gras. Die Kinder erinnerten mich an neugeborene Fohlen, die auf spillerigen Beinchen herumtollen. Der Gedanke entlockte mir ein Lächeln.

»Sie sind schön«, murmelte ich und betrachtete sie mit zärtlichem Blick. »Einmal werden sie stolze Krieger sein ... wenn Gott will.«

Duncan, der neben mir saß, sagte nichts und ließ den Blick über das Tal schweifen. Mit seinen fünfzig Jahren und seiner kräftigen Statur war er immer noch ein Bild blühender Gesundheit, wenngleich er sich im Laufe seines Lebens zahlreiche Blessuren zugezogen hatte. Sechs Wochen war es jetzt her, dass die waffenfähigen Männer des Clans aufgebrochen waren. Doch da Marion, seine Frau, an einem schweren Fieber litt, hatte er beschlossen zu warten, bis sie außer Gefahr war, und erst dann ihren Spuren zu folgen. Nun ging es ihr seit zwei Tagen besser, so dass er daran denken konnte, zum jakobitischen Heer zu stoßen. Dieses befand sich, begeistert über das Eintreffen des Prinzen von Wales, des Sohns des »Alten Prätendenten«, auf dem Marsch nach Edinburgh. Unterwegs schlossen sich ihm alle

an, die festen Willens waren, die Stuarts ein für alle Mal wieder auf den schottischen Thron zu setzen.

Erschauernd zog ich das Plaid über meine Knie hoch. Meine Finger, die von einem arbeitsreichen Leben gezeichnet waren, zitterten, und meine Gelenke schmerzten immer stärker.

»Wie geht es Marion heute?«

»Ein wenig besser. Aber die feuchte Luft ist ihr nicht zuträglich.«

»Hmmm ... nein, wahrscheinlich nicht. Nun, da ihr Fieber gesunken ist, willst du wohl aufbrechen und dich zu den Unsrigen und dem Prinzen begeben?«

»Ich überlege noch ...«, brummte er und richtete den Blick erneut auf das Tal, das sich vor uns ausbreitete.

Und so begann ein weiterer Aufstand ...

Die Erhebung war nördlich des Tweed-Flusses nicht unumstritten, genau wie es vor Killiecrankie im Jahre 1689 oder vor Sheriffmuir gewesen war, 1715. Aber sie entflammte die Herzen der Jakobiten und erweckte ihn ihnen den heftigen Wunsch, sich von dem drückenden englischen Joch zu befreien. Dieses Feuer brannte in Duncans Adern, genau wie es Liam beseelt hatte und zweifellos auch meine Enkel erfassen würde.

Der letzte Aufstand lag bereits dreißig Jahre zurück, so dass die junge Generation des Clans davon nur aus Erzählungen wusste. Die Alten berichteten begeistert davon; offenbar hatten sie die Bitterkeit ihrer Niederlage und deren Konsequenzen in den darauffolgenden Jahren vergessen. Die Repression war moderat gewesen, aber dennoch hatte sie den Wunsch nach Rache geweckt. Den Rest hatte die Zeit erledigt.

Es hatte einige Versuche gegeben, so 1719 in Glenshiel. Einige Querköpfe hatten sich mit einer Handvoll Spanier zusammengetan und gehofft, dort Erfolg zu haben, wo der Earl of Mar gescheitert war. Die Keith-Brüder – einer der beiden Earl of Marischal – und der Earl of Tullibardine, William Murray, waren die Initiatoren der Bewegung gewesen. Aber die Schlacht hatte mit einem weiteren Misserfolg geendet. Daraufhin waren die jakobitischen Clanchiefs ins Exil auf das europäische Festland gegang-

gen, und so war die Vorstellung von einer Restauration der Stuarts einige Jahre lang in Vergessenheit geraten. Jeder hatte sich in sein alltägliches Tun gestürzt, das den rebellischen Geist einschläferte.

George Keith, Earl of Marischal, hatte Zuflucht in der Schweiz gefunden, wo er den Preußen als Gouverneur von Neuchâtel diente. Mein Bruder, Lord Patrick Dunn, und seine Frau Sàra waren ihm gefolgt. Für mich war diese Trennung sehr schmerzlich gewesen: Patrick und ich standen uns sehr nahe, und Sàra, Liams Schwester, war mir lieb wie eine eigene Schwester. Eine gewisse Zeit lang hatte Patrick noch regelmäßig geschrieben. Dann, eines traurigen Tages im Jahr 1722, hatte Sàra mir in zögerlicher Schrift mitgeteilt, dass Patrick verstorben war. Sein Herz hatte zu Beginn des Frühjahrs zu schlagen aufgehört.

Im Jahr darauf war meine Schwägerin nach Glencoe zurückgekehrt. Doch Patricks Tod hatte sie zutiefst niedergeschlagen, und sie war, geschwächt von der langen Reise, die sie zurück in ihre geliebten Berge geführt hatte, im Winter 1724 ebenfalls entschlafen. Patrick und sie hatten keine Kinder gehabt.

Zu dieser Zeit lebte mein Bruder Matthew noch. Er war seit zehn Jahren verwitwet und wohnte bei seiner Tochter Fiona in Strathclyde, auf den Ländereien seines Schwiegersohns Lord Samuel Crichton. Durch die Entfernung und den Altersunterschied hatten wir uns ein wenig entfremdet, und ich fühlte mich isoliert. Zum Glück schrieben wir uns mindestens zweimal jährlich.

Schottland machte schwierige Jahre durch. Der Aufschwung der Industrie machte England reich, aber die wohltätigen Auswirkungen gelangten nicht bis nach Schottland, wo die Wirtschaft stagnierte. Die schottische Bevölkerung lebte in bescheidenen, ja dürftigen Verhältnissen. Der *Act of Union* aus dem Jahre 1707 hatte nicht gehalten, was er versprochen hatte, und im Herzen der Schotten wuchs die Unzufriedenheit. Der Schmuggel, der eigentliche Dreh- und Angelpunkt der schottischen Wirtschaft, nahm sprunghaft zu. Die Engländer, die sich dadurch bedeutender Einnahmen beraubt sahen, belegten die Whisky- und Bier-

produzenten mit neuen Steuern. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten: Tumulte und Streiks in den Destillieren und Brauereien. All das trug dazu bei, das Monstrum zu erwecken, das in jedem Jakobiten schlummerte.

Die Aufruhrstimmung beunruhigte das britische Parlament. Man musste diese Unbelehrbaren zur Räson bringen, sie unterwerfen, ehe diese Geschichte sich zu einem neuen Aufstand auswuchs. Dazu hielten die Abgeordneten es für notwendig, in den Highlands Garnisonen einzurichten, um das Temperament der Bergbewohner zu zügeln. So brach General Wade, der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen in Schottland, den Granit der Highlands und baute Straßen, um seine Truppenbewegungen zu erleichtern. Er ließ bereits vorhandene Festungsanlagen wieder aufbauen und errichtete Fort Augustus auf dem Nordufer des Loch Ness. Zur Krönung des Ganzen hob er noch ein Regiment von hannoveranisch gesinnten Highlandern aus, das man die »Schwarze Garde« nannte.

Die Bergbewohner standen den Veränderungen ablehnend gegenüber. Manche Clanchiefs versuchten, effektivere Formen der Landwirtschaft einzuführen. Aber die Bevölkerung wollte nichts von den englischen Methoden wissen und widersetzte sich. Unser Clan machte da keine Ausnahme von der Regel. Wie seit jeher waren Schmuggel und Viehdiebstahl unsere hauptsächliche Einnahmequelle. Sie sicherten uns das Überleben, aber sie waren auch unser Unglück.

Im Lauf der Jahre weitete Liam das Netz aus, über das er Alkohol und Tabak verschob. Er tat sich mit Neil Caddell zusammen, einem skrupellosen Geschäftsmann aus Glasgow. Dieser besaß Handelskontore in den amerikanischen Kolonien, legte seine Preise selbst fest und setzte sich über die englischen Steuergesetze hinweg, die er als betrügerisch bezeichnete. Seiner Meinung nach dienten sie nur dazu, eine despotische Regierung zu bereichern.

Caddell wurde mehrmals wegen Steuerbetrugs verhaftet. Aber es gelang ihm immer wieder, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Stets blieb es bei Geldstrafen, die er auf Heller und Pfennig

entrichtete. Die Zöllner der Regierung und die Juristen ließen sich nicht lange bitten, wenn man ihnen eine fette Börse präsentierte. Anschließend gingen die Geschäfte weiter wie zuvor. Doch das Glück sollte Caddell nicht ewig hold sein. Im Jahr 1736 wurde er erneut festgesetzt. Und dieses Mal war der *Lord Advocate*, der mit seinem Fall befasst war, nicht geneigt, für Geld einen Freispruch anzuordnen. Caddell wurde zum Tode verurteilt. Nach der Hinrichtung seines Kompagnons verhielt Liam sich äußerst diskret. Er widmete sich wieder dem Viehhandel und gab den Alkoholschmuggel nach und nach auf.

Duncan, der nie aufgehört hatte, in den Highlands dem Viehdiebstahl nachzugehen, begleitete seinen Vater nur allzu gern in die Lennox-Berge. Dort taten die beiden sich mit einem gewissen Buchanan of Machar und den Söhnen des verstorbenen Robert Roy Macgregor zusammen. Einer von ihnen, James Mor, war ein alter Spießgeselle von Duncan. Diese Leute verstanden sich ausgezeichnet auf das *black mailing**. Mir kam dieser neue Erwerb nicht weniger gefährlich vor als der alte. Aber was konnte ich dagegen tun? Liam machte es glücklich. *Von etwas muss man schließlich leben*, erklärte er mir außerdem immer wieder mit dem typischen Pragmatismus der Schotten.

»Von etwas muss man schließlich leben«, murmelte ich, in meinen Erinnerungen verloren, vor mich hin.

Eine warme Hand legte sich auf meinen Arm und holte mich in die Gegenwart zurück. Ich wandte mich Duncan zu und sah, dass seine blauen Augen traurig dreinschauten. Er löste den Blick von mir und sah den Zwillingen zu, die Krieg spielten.

»Ich nehme sie mit.«

»Aber sie sind erst dreizehn, Duncan! Marion wird niemals ...«

* In Schottland ein Schutzgeld, das die Viehdiebe bei den Züchtern in den Lowlands eintraben. Dabei ließen sie sich große Summen für den »Schutz« ihrer Herden entrichten. Wenn der Besitzer sich zu zahlen weigerte, verschwanden die Herden auf geheimnisvolle Art von den Weiden.

»Ich habe es so entschieden. Sie braucht Ruhe. Ich mache mir Sorgen um sie, Mutter. Das Fieber ist gefallen, aber sie ist immer noch schwach. Und der Winter steht bevor... Bei mir sind sie besser aufgehoben. Ich werde auf sie aufpassen, und ihre Brüder Duncan Og, Angus, James und Coll sind ja auch noch da. Sie sind schließlich fast schon Männer...«

Bei seinen Worten konnte ich nicht anders, als ihm einen bedeutungsvollen Blick zuzuwerfen. Was er da sagte, erinnerte mich an ein Versprechen, das er mir an einem grauen Morgen gegeben und nicht halten konnte. Damals waren die Männer des Clans aufgebrochen, um zu den jakobitischen Truppen des Earl of Mar zu stoßen. 1715 war das gewesen, und es kam mir vor, als wäre es schon eine Ewigkeit her. Und andererseits stand die Erinnerung mir so lebhaft vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Leider war Ranald nicht aus der Schlacht von Sheriffmuir zurückgekehrt. Ich wusste, dass Duncan sich teilweise verantwortlich dafür fühlte. Dabei hatte ich ihm nie einen Vorwurf gemacht. So war der Krieg nun einmal: Das Leben eines Mannes war nur ein schmaler Tribut, den man für eine Sache entrichtete.

Unauslöschliche Erinnerungen... manchmal süß und manchmal grausam. Sie sind in der Lage, den Schleier vor den Bildern und Gerüchen wegzuziehen, die wir im Laufe unseres Lebens in unserem Geist ansammeln, um daraus die Essenz unserer Gefühle zu destillieren.

Mehr als dreitausend Männer aus den Clans im Westen der Highlands, die seit Jahrhunderten eine jakobitische Hochburg waren, hatten sich bereits unter der Standarte von Charles Edward Stuart versammelt. Der junge Prinz war der Sohn von James Francis Edward, den man damals den Prätendenten nannte und der, nachdem er nach dem letzten Aufstand für immer ins Exil gehen musste, einer Nervenschwäche anheimgefallen war. Nun sollte Charles Edward den Thronanspruch seines Vaters vertreten. England, das mit seinen ewigen Kriegen gegen Frankreich auf dem Kontinent beschäftigt war, hatte nur sehr wenige Truppen auf seinem eigenen Territorium zurückge-

lassen. Der Augenblick schien günstig zu sein. Vielleicht konnten die Jakobiten mit ein wenig Glück ja ihr Ziel erreichen?

Elegant, energisch, von fröhlichem Temperament und unwiderstehlichem Charme, besaß Charles Edward Stuart, den man liebevoll »Bonnie Prince Charlie«* nannte, alle Eigenschaften, die einen Anführer ausmachten, und schien genau der Richtige zu sein, um seine Untertanen nach dreißig Jahren des Friedens erneut auf den Weg des Krieges zu führen. Der Auslöser war wohl der Tod des Kaisers von Österreich gewesen, Karls VI., der zu neuen Konflikten zwischen Frankreich und England geführt hatte; ein Teil von dem, was man inzwischen den Österreichischen Nachfolgekrieg nennt.

Die jakobitischen Chiefs, insbesondere der hinterlistige Lord Lovat und der Enkel des hochverehrten Ewen Cameron, der junge Donald, fanden, dass diese Unstimmigkeiten, die sich über ganz Österreich, Deutschland und Flandern erstreckten, eine gute Gelegenheit für einen neuen Versuch boten, einen Stuart auf den schottischen Thron zu setzen.

Bewogen von der Aussicht, den Thron zurückzuerlangen, den man seinem Großvater 1688 geraubt hatte, ersuchte der stürmische Bonnie Charlie den König von Frankreich um Hilfe. Doch Louis XIV. wusste nichts mit den schottischen Problemen anzufangen und sonnte sich lieber im Ruhm seines kurz zurückliegenden Sieges in Fontenoy – mochte er nicht lange Freude daran haben! Aber mit Hilfe von zwei in Frankreich lebenden Landsleuten, Aeneas Macdonald, einem Bankier aus Paris, und Antoine Welsh, einem irischen Reeder, konnte Charles Edward seine wahnwitzige Expedition aufstellen.

Wir wussten wenig von dem, was sich da ankündigte, abgesehen davon, dass der Prinz Mitte Juli an der Ostküste Schottlands gelandet war, genauer gesagt auf der Insel Eriksay, dem Stammsitz der Macdonalds von den Inseln. Einen Monat später war in Glenfinnian die Standarte aufgepflanzt und akklamiert worden. Die Treueschwüre wurden mehr und mehr. Schon klirrten die

* Spitzname, »der nette Prinz Charlie«.

Waffen. Das Abenteuer von 1745 begann ... und ich erriet schon seinen Ausgang.

»Ich werde sie aus den Kämpfen heraushalten«, versicherte mir Duncan mit leiser Stimme.

Ich legte die Hand auf die meines Sohnes und spürte, wie mir das Herz schwer wurde. Nun, da er älter wurde, ähnelte er seinem Vater so sehr! Liam fehlte ihm schrecklich, genau wie mir. Ich wusste, welche Gefühle ihn zerrissen. So wie sein Vater vor vielen Jahren nahm er seine Söhne mit, um zusammen mit einem Stuart auszuziehen, und wusste dabei ganz genau, dass bis zum Sieg oder bis zur Niederlage der Tod ihr Begleiter sein würde. Aber in den Highlands hatte die Freiheit eben ihren Preis.

In unseren Bergen wollte es einfach nicht Frieden werden. Es hieß, dass dieses wilde Land von den Geistern der großen Fiann-Krieger* bewohnt war, deren Atem ihm seinen Duft schenkte; einen Duft, der sich nicht vom Geruch der *Sassanachs*** beherrschen lassen wollte. Manche Dinge ließen sich eben nicht ändern. Tief im Blut dieses Volkes war die Überzeugung verankert, dass sein Überleben davon abhing, standhaft an seinen Wurzeln festzuhalten. Die *Sassanachs* fielen über uns her, wühlten unsere Erde um und legten unsere Wurzeln frei, um sie besser ausreißen zu können. Es war allerhöchste Zeit, diesen kriegerischen Geist wieder zu erwecken und das Flammende Kreuz zu schwenken.

»Es ist gut«, antwortete ich einfach, denn ich wusste genau, dass es nichts hinzuzufügen gab.

Ich wandte mich den Hügeln zu und beobachtete ein Weilchen die beiden Knaben, die sich gut unterhielten. Alexander lief hinter John her. Er war ständig an der Seite seines Zwillingsbruders, folgte ihm wie ein Schatten und versuchte, jedes Wort und jede Bewegung von ihm nachzuahmen, um endlich ein vollgültiges Mitglied des Clans zu werden. Äußerlich hatte die Na-

* Der keltischen Legende nach grimmige Krieger aus dem Westen der Highlands.

** Gälisch: Engländer

tur sie exakt gleich erschaffen, doch ihre Charaktere waren vollkommen entgegengesetzt.

Ich zweifelte nicht daran, dass sie eng verbunden waren. Was für ein faszinierendes Phänomen die Entstehung von Zwillingen doch ist, die Geburt zweier Wesen, identisch und zugleich verschieden! Von demselben Blut und demselben Fleisch und doch zwei unterschiedliche Geister, waren meine beiden Enkel zusätzlich durch eine jeweils andere Umgebung beeinflusst worden. John war von ruhigem, überlegtem Naturell und wirkte mäßigend auf Alexanders rebellisches, streitsüchtiges Temperament. Wenn sein Bruder eine Dummheit anstellte, was allzu oft vorkam, verteidigte er ihn immer. Aber ich spürte, dass es zwischen ihnen nicht mehr so war wie früher. Wäre es anders gekommen, wenn man die beiden nicht in früher Kindheit auseinandergerissen hätte? Eines stand inzwischen fest: Diese Trennung war ein schrecklicher Fehler gewesen.

Die ganze Geschichte hatte mit dem viel zu frühen Tod der kleinen Sarah begonnen. Die Diphtherie hatte das Mädchen, das zwei Jahre älter als die Zwillinge gewesen war, dahingerafft. Dann hatte die Krankheit Coll befallen, der ein Jahr jünger gewesen war als Sarah, und schließlich war John ebenfalls krank geworden. Duncan und Marion, die um den kleinen Alexander fürchteten, hatten sich widerstrebend entschlossen, ihn nach Glenlyon zur Familie meiner Schwiegertochter zu schicken, bis die beiden anderen vollständig genesen wären ... falls Gott ihnen diese Gnade schenkte. Es sollte mehrere lange Monate dauern. Schließlich – niemand wusste, wie dieses Wunder geschehen war – überstanden die beiden Brüder die Krankheit, wenngleich sie noch länger unter einigen Folgeerscheinungen litten, die erst die Zeit linderte. Unterdessen hatte Marion, die vollständig erschöpft war und sich immer noch sorgte, die Krankheit könne Alexander überfallen, den weniger kräftigen der Zwillinge, es vorgezogen, ihren Letztgeborenen noch eine Weile in Glenlyon zu belassen.

Doch die schwierigen Zeiten hatten gar nicht enden wollen, und aus den Monaten wurden Jahre, drei insgesamt. Schließlich

erholte Marion sich langsam von ihrer großen Mattigkeit, und der Knabe kehrte ins Tal zurück. Während der folgenden Jahre teilte er seine Zeit auf und verbrachte den Sommer in Glencoe und den Winter in Glenlyon. Und nun war es wieder drei Jahre her, dass Alexander endgültig zu seiner Familie zurückgekehrt war. Der arme Junge versuchte immer noch, sich einen Platz im Clan zu schaffen. Er war der »Fremde«, und diese Bezeichnung verletzte ihn grausam.

Aus Eifersucht und Unverständnis stellten ihn die anderen oft ins Abseits. Bei seinem Großvater mütterlicherseits hatte er eine Erziehung genossen, die des Sohns eines Laird würdig war, und ein Leben geführt, das er sonst nie kennengelernt hätte. All das machte ihn in den Augen seiner Geschwister anders. Außerdem verbarg sein Großvater, John Buidhe Campbell, nicht, dass er den Jungen vorzog, was die anderen zur Eifersucht anstachelte.

Zwischen den drei Knaben war ein heftiger Streit entbrannt. Wie immer stellte John sich zwischen Malcolm Henderson und Alexander, der Letzterem die Stirn bot.

»Ich werde dieses Kind nie verstehen«, brummte Duncan, der die ganze Szene verfolgt hatte. »Immer sucht er Händel mit den anderen. Warum nur? Ich frage mich, ob ich nicht besser daran täte, ihn hierzulassen.«

»Er leidet, Duncan. Hier ist er ein Campbell, und in Glenlyon ist er nur ein Macdonald. Verstehst du das denn nicht? Er ist auf der Suche nach sich selbst, und du musst ihm helfen herauszufinden, wer er ist. Ein Name bleibt nur ein Name, wenn der Mann, der ihn trägt, keine Seele hat.«

Matt schüttelte Duncan sein rabenschwarzes, von Silberfäden durchzogenes Haar und sah auf unsere verschlungenen Hände hinunter, die auf meinem abgetragenen *arisaid** lagen. Ich wusste, dass Duncan und Marion ein schlechtes Gewissen

* Traditionelle Tracht der Frauen in den Highlands aus einem um den Körper drapierten Plaid, das unter dem Busen von einem Gürtel gehalten wird.

hatten und sich des Fehlers bewusst waren, den sie begangen hatten, als sie Alexander so lange von den Seinigen fernhielten. Doch die aggressive Art seines Sohns brachte Duncan regelmäßig außer sich. Er wusste, dass er Probleme mit diesem Kind haben würde, das ständig versuchte, mit seinen Eskapaden Aufmerksamkeit zu erwecken. Aber er hatte geschworen, seine beiden Söhne nie wieder zu trennen. Er musste eben mit seinem rebellischen Charakter zurechtkommen.

»Vater konnte so gut mit ihm reden... Warum... warum bringe ich das bloß nicht fertig? Ich wünschte mir so sehr, ich könnte ihm verständlich machen, dass wir unseren Irrtum einsehen... Wir hätten die beiden nicht trennen dürfen, niemals! Wenn nur Vater noch bei uns wäre...«

Der Schmerz schnürte ihm die Kehle zu. Meine Hand begann zu zittern, und er umfasste sie fester. Wenn Liam noch da wäre... Ich schloss die Augen und erinnerte mich an jenen schrecklichen Tag, als Liam mich zum letzten Mal geküsst hatte. Ein Tag wie heute war das gewesen, kühl und sonnig. In dem hohen, vergilbten Gras hatten die Grillen fröhlich gezirpt, und die Farnwedel, die wie zarte Spitze wirkten, röteten sich unter dem letzten heißen Sonnenschein im Sommer 1743. Noch keine Woche war es her, dass wir Margaret begraben hatten, Duncans älteste Tochter, die bei der Geburt ihrer Tochter Eibhlin zusammen mit der Kleinen gestorben war. Liam war gemeinsam mit Duncan und fünf weiteren Männern des Clans in die Lowlands aufgebrochen, um sich wie immer mit der Bande von Buchanan und den Macgregors zu treffen.

Zwei Wochen verstrichen. Die Gerüchte über neue Pläne für einen Aufstand hatten die Behörden in Alarm versetzt. Die Schwarze Garde hatte ihre Patrouillen in den Highlands verstärkt, so dass es immer schwieriger wurde, ihr auf den neu gebauten Straßen auszuweichen. Liam und Duncan, die es eilig gehabt hatten, mit ihrer Beute nach Hause zurückzukehren, waren das Risiko eingegangen und hatten die Militärstraße eingeschlagen, die Fort William mit dem Loch Lomond verband und am Eingang unseres Tals vorbeiführte. Ein unglücklicher Zufall

hatte es gewollt, dass die kleine Gruppe einer Abteilung der Schwarzen Garde über den Weg lief, die soeben den steilen, als »Teufelstreppe« bekannten Pfad zurückgelegt hatte.

Wie Duncan berichtete, war es zu einem kühlen, aber höflichen kurzen Wortwechsel zwischen Liam und dem Hauptmann gekommen. Dann hatten sie ihren Weg fortgesetzt. In diesem Moment hallte ein Schuss von den Granitwänden wider, ein einziger Schuss, bei dem alle erstarren. Liam und seine Männer, die glaubten, die Soldaten hätten sie angegriffen, schossen zurück. Bei dem darauffolgenden Scharmützel waren zwei Soldaten getötet und drei der Unsrigen verletzt worden. Liams Gruppe war verfolgt worden, hatte aber Zuflucht in den Bergen gesucht und war so einem Massaker entronnen.

Ich ließ mein Haar offen und glitt aus der Käte. Angelockt von dem Gurgeln der Stromschnellen, tat ich einige Schritte auf das Birkenwäldchen zu, das sich mit goldenem Laub schmückte und von dem feinen Nebelschleier umflossen wurde, der das ganze Tal bedeckte. Ich bespritzte mir Gesicht und Hals mit Wasser. Dann setzte ich mich ans Ufer und überließ meine Füße der zärtlichen Berührung der Strömung.

Das unablässige Krächzen der Raben hatte mich geweckt und verdross mich seit dem frühen Morgen. Ich schaute mich nach den Unglücksbringern um. Einer der Vögel saß auf dem höchsten Ast der alten Eiche, in deren Schatten meine Hütte stand, und schien mich anzusehen. Ich tastete im Gras umher, ergriff einen Stein und warf ihn nach dem Vogel, doch der rührte sich nicht.

*»Verschwinde!«, stieß ich mit zusammengebissenen Zähnen hervor.
»Mach dich davon, du ...«*

Ich sprach den Satz nicht zu Ende. Eine Bewegung in der Ferne zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich wandte den Kopf und erblickte eine Gruppe von Reitern, die sich näherte. Mein Rücken schmerzte von den langen Tagen, die ich am Webstuhl verbracht hatte, und ich verzog das Gesicht, als ich mich aufrichtete und erhob. Einen Moment lang glaubte ich, die Männer, die im Morgengrauen zur Jagd aufgebrochen waren, kehrten bereits zurück. Dann zog ich die Augen zusam-

men und erkannte Duncans Mähne, die um seinen Kopf flog. Voller Freude hielt ich Ausschau nach Liams silberfarbenem Haarschopf, doch ich sah ihn nicht. Mir blieb fast das Herz stehen, und ich ballte die Hand zur Faust. Eine entsetzliche Vorahnung presste mir die Brust zusammen und raubte mir den Atem.

»Liam ...«, brachte ich heraus. »Wo ist Liam?«

Ich raffte meine Röcke und rannte auf die Gruppe zu, die vor unserer Hütte zum Halten kam. Duncan war abgestiegen und machte sich mit zwei Männern an einem der Pferde zu schaffen. Liams Pferd ...

Ich stolperte und fiel. Der Schrecken trieb mir die Tränen in die Augen, und ich sah wie durch einen Nebelschleier. Mein armes Herz schlug wild und drohte auseinanderzubrechen, genau wie mein Leben.

»Liam!«, schrie ich und versuchte aufzustehen.

Meine Röcke behinderten mich, und ich stürzte erneut. Die Männer hörten und sahen mich. Douglas MacPhail, mein Schwiegersohn, kam mir zu Hilfe, während Duncan und die anderen jemanden in die Kate trugen. Wunderschönes silberfarbenes Haar wehte hinter ihm her ...

»Liam! Liam!«, kreischte ich voller Panik.

Ich stürzte nach drinnen. Die Männer zogen sich zurück und machten mir den Weg zu meinem Liebsten frei. Duncan, der auf dem Rand seines Lagers saß, erhob sich, als ich hineinkam. Sein Gesicht war grau und schlammbespritzt. Er wandte mir seine geröteten Augen zu und streckte mir eine Hand entgegen ... Sie war blutbeschmiert. Ich stieß ein Stöhnen aus.

»Nein ...«

Arme umfassten mich und hinderten mich daran, zu Boden zu sinken. Jemand zog eine Bank an das Bett und setzte mich darauf.

»Mutter ...«, hörte ich wie in einem Traum, während ich auf ein alpträumhaftes Bild hinuntersah.

Liams Hemd war scharlachrot vor Blut, seinem Blut. Seine Brust hob und senkte sich mühsam, und sein Atem ging mit einem Unheil verkündenden Pfeifen. Er war schwer verwundet.

»Liam ...«, sagte ich leise und beugte mich über ihn.

Seine Lider zitterten und öffneten sich langsam. Sein Blick wirkte verschleiert. Trotz meines Entsetzens musste ich ruhig bleiben. Liam brauchte mich; ich konnte jetzt nicht zusammenbrechen.

»Cait ... lin, a ghràidh ...«, brachte er mühsam hervor und suchte meine Hand.

Unsere Finger verschränkten sich in einem festen Griff. Er seufzte und verzog den Mund zu einem schmerzlichen Ausdruck, bei dem ich die Zähne zusammenbeißen musste.

»Wir sind von einer Abteilung der Garnison von Fort William angegriffen worden«, flüsterte mir Duncan ins Ohr. »Wir wissen nicht genau, was passiert ist, Mutter ... Jemand hat geschossen, und dann hat sich alles überstürzt.«

»Wann war das?«, fragte ich und betastete vorsichtig Liams klebriges Hemd. Er stöhnte.

»Vor drei Stunden ...«

»Drei Stunden? Dein Vater befindet sich seit drei Stunden in diesem Zustand, und ihr bringt ihn erst jetzt zu mir nach Hause?«

Ein bedrücktes Schweigen folgte, das auf der einen Seite voller Vorwürfe und auf der anderen voller Schuldgefühle war.

Duncan bewegte sich hinter mir. Ich hörte ein Rascheln von Stoff und das Knarren von Schritten. Die Männer verließen die Hütte. Aber Duncan war immer noch da und stand schwer atmend hinter mir, offenbar von Gewissensbissen und Kummer niedergedrückt. Ich schloss die Augen, um mich zusammenzunehmen, und krallte die Finger in den blutigen Stoff.

»Wir hatten keine andere Wahl, Mutter«, versuchte er mit gepresster Stimme zu erklären. »Sie haben uns verfolgt. Zu diesem Zeitpunkt konnte Vater sich noch im Sattel halten. Er hat uns ausdrücklich unter sagt, die Soldaten bis ins Tal zu führen. Sie hätten sich an euch schadlos gehalten. Wir mussten abwarten ...«

Ich nickte zum Zeichen, dass ich verstanden hatte, und biss mir auf die Lippen, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Liam hatte seine Familie schützen wollen, und dafür würde er jetzt sein Leben lassen. Sein Leben ... und auch das meinige, denn er würde einen großen Teil von mir mit sich nehmen.

»Mein Gott! Nein!«, wimmerte ich und vergrub das Gesicht in Liams Haar.

Meine Tränen mischten sich mit dem Blut auf seiner Brust. Eine Hand strich über mein Haar. Ich hörte Duncans Stimme noch, aber

ich begriff seine Worte nicht mehr. Dann fand ich mich allein mit Liam wieder, der meinen Blick suchte. Seine zitternde Hand lag auf meiner Wange, sank dann aber schwer auf seine Brust hinab.

»Weine ... nicht, a ghràidh ...«

»Verlass mich nicht, Liam ...«

»Ich ... glaube, dieses Mal ... kann ich nichts ... dagegen tun. Ich habe zu viel ... Blut verloren.« Er stieß den Atem aus, und seine Hand krampfte sich um die meine, um den Schmerz zu unterdrücken.

»Ich liebe dich ...«

»Ich liebe dich auch, mo rùin. Ich liebe dich auch. Oh, Herrgott! Bitte stirb nicht, Liam!«

»Gott ... hat es so gewollt, a ghràidh. Du hast mich glücklich gemacht. Ich gehe als glücklicher Mann ... bereue nichts ... Sei nicht ... traurig.«

Ein höhnisches Lachen schnürte mir die Kehle zu. Mit einem Mal wurde mir klar, dass mir sein Leben zwischen den Fingern zerrann und ich nichts dagegen unternehmen konnte.

Er lächelte schwach und tat einen langen, pfeifenden Atemzug, der Schlimmes ahnen ließ.

»Du kommst ... ja nach. Wir werden uns wiedersehen, Caitlin. Bald ...«

»Bald ...«, wiederholte ich und schluchzte noch heftiger. »Ja, bald, mo rùin.«

Seine Finger strichen durch mein von grauen Strähnen durchzogenes Haar und glitten auf meine Brust hinunter. Jeden Augenblick genießen ... Seine Hand legte sich um eine meiner Brüste und umfing sie mit seiner Wärme. Dann umfasste er wieder mein Gesicht und zwang mich, ihm tief in die blauen Augen zu sehen. Der schönste See in Schottland.

»Du bist ... immer noch so schön. Du bist ... immer die Allerschönste gewesen ...«

»Aber jetzt bin ich verschrumpelt wie ein alter Apfel ...«

Ich biss mir auf die Lippen, um nicht vor Schmerz aufzuschreien. Liams Augen verdrehten sich. Er verzog erneut das Gesicht, bäumte sich leicht auf und erschlaffte dann. Das Ende würde bald kommen. Ich wurde erneut von einer Woge der Panik ergriffen.

»Sag etwas, Liam. Verlass mich nicht, rede mit mir!«

»Fast ... fünfzig Jahre Glück, a ghràidh. Das hast du mir ... geschenkt. Dank dir ... lebt mein Name weiter ... Ich werde weiterleben ...«

Er stieß ein leises Stöhnen aus, das mir das Herz zerriss, und schloss die Augen, um den Schmerz vorübergehen zu lassen. Dann lächelte er.

»Du leidest Schmerzen. Spar dir deinen Atem für die anderen auf, Liam.«

»Ich habe schon ... mit Duncan gesprochen«, fuhr er fort. »Iain* sollst du mein Pulverhorn geben und ... Alasdair** mein Wappen. Er muss wissen ... wer er ist. Er darf nicht vergessen ... woher er kommt. Sonst ... ist ... er verloren.«

Seine Stimme klang immer schwächer, und ich klammerte mich verzweifelt daran.

»Ich gebe es ihm«, versicherte ich und strich ihm übers Haar. »Und ich werde mit ihm reden, das verspreche ich dir.«

Zufrieden nickte er.

»Jetzt ... küss mich, a ghràidh mo chridhe ...«

Ich schloss die Augen und beugte mich über ihn. Sein nach Whisky duftender Atem wärmte mein Gesicht. Ich unterdrückte ein Schluchzen und legte sanft den Mund auf seine Lippen. Sie waren weich und warm ... Mit diesem Kuss nahm ich seinen letzten Atemzug auf.

Es war unser Abschiedskuss gewesen.

Ein heftiger Schmerz schoss mir durch die Brust. Duncans Hand, die auf meiner lag, verkrampfte sich leicht. Beunruhigt wandte mein Sohn sich mir zu.

»Mutter? Mutter!«

Er packte mich am Mieder. Ich versuchte zu sprechen, aber nur ein entsetzlicher rauer Laut entrang sich meiner Kehle. Seine Stimme drang als bloßes Dröhnen an mein Ohr. Er hob mich

* Gälische Entsprechung von John.

** Gälische Form von Alexander. In diesem Roman werden beide Namen abwechselnd gebraucht.

hoch, drückte mich fest an sich und schrie John und Alexander zu, sie sollten so rasch wie möglich ihre Mutter und ihre Schwester Mary holen. Ich spürte, dass die Sonne mir nicht mehr ins Gesicht schien, und dann stieg mir Torfgeruch in die Nase, und ich zitterte in der feuchten Luft der Kate. Duncan legte mich auf mein Bett und überhäufte mich mit Decken.

»Kannst du mich hören, Mutter?«

»Ja ... Duncan ...«

»Oh, Mama ... nicht jetzt, das ist viel zu früh!«

Trotz des Schmerzes, der in meiner Brust wühlte, trat ein leises Lächeln auf meine Lippen. *Mama* ... Duncan hatte mich seit einer Ewigkeit nicht mehr so genannt. Genauer gesagt seit dem Tag, an dem er beschlossen hatte, dass er jetzt ein Mann war.

»Alasdair ... Hol ihn her, Duncan«, bat ich und drückte eindringlich seinen Arm. »Ich muss mit ihm sprechen, bevor ...«

»Sprich nicht vom Sterben, Mama!«

»Alasdair ... Mach schnell.«

»Ja doch. Gleich ist er hier. Er ist gegangen, um Mary und Marion zu holen ...«

»Schon gut, ist gut ...«

»Mamie Kitty, du wirst doch nicht sterben, oder?«, ließ sich John vernehmen, der in der Tür stand und mich unverwandt ansah.

Duncan drehte sich um und bedeutete ihm, näher zu kommen.

Von den Schreien der Zwillinge herbeigerufen kamen sie alle, einer nach dem anderen, meine Enkel und Urenkel. Im Halbdunkel erkannte ich ihre Silhouetten, und ihre Anwesenheit wärmte mir das Herz. Wenn ich ging, würde ich von den Menschen umgeben sein, die ich liebte ...

Ich würde die wiedersehen, die uns schon verlassen hatten: meine Tochter Frances und meinen Sohn Ranald. Margaret und Eibhlin. Marcy und Brian, die Kinder von Duncan Og, die bei einer tragischen Bootsfahrt auf dem Loch Leven ertrunken waren. Ich spürte ihre Nähe. Sie streckten mir die Hände entgegen, beschwichtigten mich und würden mich in diese unbekannte Welt

führen, die ich früher so gefürchtet hatte. Dorthin, wo Liam auf mich wartete.

Mit einem Anflug von Stolz betrachtete ich meine Nachkommenschaft. *Sieh doch, mo rùn, was wir hinterlassen. Sie sind unser Blut, die Frucht unserer Liebe. Sie sind ein neuer Kreis im ewigen Zyklus des Lebens.*

Der Schmerz verblasste und wich einem seltsamen Taubheitsgefühl. Mir blieb so wenig Zeit, um ihnen allen zu sagen, dass ich sie liebte. Ich konnte jedem nur ein paar Augenblicke schenken, meine Kräfte verließen mich ... Die hübsche Mary weinte. Sie hatte vor einem Monat, als die Nachricht eintraf, der Prinz sei auf schottischem Boden gelandet, eilig geheiratet. Genau wie damals Frances und der arme Trevor. Die liebe Mary, so großzügig zu den Menschen, die sie liebte, und so stolz und aufrecht gegenüber den anderen.

Seit Liams Tod kümmerte die junge Frau sich aufopferungsvoll um mich. Coll, ihr jüngerer Bruder, versuchte sie gerade zu trösten und drückte sie an seinen massigen Körper. Obwohl er erst vierzehn war, besaß er bereits die Statur eines Mannes. Ein Hofstaat junger Maiden flatterte überall hinter ihm her wie ein fröhliches Banner, das seinem geheimen Charme Tribut zollte.

Auch Duncan Og, Duncans Ältester, war mit seiner Frau Coleen und ihren drei Kindern gekommen. Es fehlten nur Angus, der zwei Kinder in der Obhut seiner Gattin Molly zurückgelassen hatte, und James, Jungeselle und unverbesserlicher Schürzenjäger. Die beiden waren bereits zur Armee gestoßen.

Jetzt traf ihr Cousin Munro ein, Frances' einziger Sohn. Der Kleine hatte nie verstanden, warum seine Mutter ohne einen Abschied oder einen Kuss von ihm gegangen war. Frances war vor einigen Jahren, als Munro noch ein Kind war, vergewaltigt worden. Danach war sie von einer seltsamen Krankheit befallen worden, die ihren Verstand zerstörte ... bis nichts mehr von ihr übrig war und sie starb. Manchmal fragte ich mich, ob es ihr Leiden nicht verschlimmert hatte, dass man ihr das Kind weggenommen hatte, das neun Monate später zur Welt gekommen war. Aber für solche Gedanken war es zu spät. Das kleine Mäd-

chen, das aus diesem schrecklichen Verbrechen hervorgegangen war, lebte fern von Glencoe, friedlich und von der Liebe umgeben, die es verdiente, dessen hatte ich mich versichert.

Aber wo blieb Alexander? Ich musste ihn unbedingt sehen ...

*Per mare, per terras, ne obliviscaris**

Alexander, der niedergeschlagen auf einem Kiefernast saß, hatte seinen Bruder nicht kommen gehört. Das Knacken von Kiefernadeln riss ihn aus seinen Gedanken.

»Komm da herunter, Alas!«, befahl John. »Großmutter verlangt nach dir.«

»Ich kann nicht...«

»Alas«, versetzte John ungeduldig und versuchte ohne allzu viel Erfolg, den Baum zu schütteln. »Du musst mitkommen, Herrgott! Sie fragt nach dir. Großmutter wird sterben, du Dummkopf! Komm herunter!«

Schniefend wischte Alexander sich die Nase mit dem Ärmel ab und ließ sich widerstrebend herab, aus seinem Versteck zu springen. John warf ihm einen verärgerten Blick zu, drehte sich auf dem Absatz um und ging voran. Ein metallisches Aufblitzen zog Alexanders Aufmerksamkeit auf sich, und er erkannte den Gegenstand wieder, den sein Bruder über die Schulter gehängt trug. Er setzte ihm nach, packte ihn und zwang ihn, sich umzudrehen.

»Wo hast du das her?«, verlangte er zu wissen und wies mit dem Finger darauf. »Das ist doch Großvaters Pulverhorn!«

»Großmutter hat es mir geschenkt. Für dich hat sie auch etwas, reg dich nur nicht auf. Komm schon! Du bist der Einzige, der sich noch nicht von ihr verabschiedet hat.«

* Latein: »Über Meere und Länder, sollst du nicht vergessen.« Der erste Teil des Satzes ist die Devise der Macdonalds, der zweite die der Campbells.

Der junge Alexander stand in einer dunklen Ecke und betrachtete die kleine Frau mit der wächsernen Haut, die von ihrer Familie voller Sorge und Liebe umhegt wurde. Die Frau, die man einst die »irische Kriegerin« genannt hatte, schien kurz davor zu stehen, ihren letzten Kampf zu verlieren. Angst zog ihm mit einem Mal den Magen zusammen: Seine Großmutter Caitlin lag im Sterben. Eine dicke Träne rollte über seine Wange. Rasch zerdrückte er sie mit dem Ärmelaufschlag und überprüfte, ob jemand ihn weinen gesehen hatte. Aber alle ignorierten ihn, wie immer, seit er in das verfluchte Tal zurückgekehrt war. Nun ja, seine Großmutter Caitlin vielleicht ausgenommen. Aber sie würde heute von ihm gehen und ihn allein, ganz allein mit seinen Problemen lassen ...

Seine Brüder und seine Schwester gingen einer nach dem anderen gramgebeugt hinaus, nachdem sie einen Moment am Bett ihrer Ahnfrau verweilt hatten. Nur Duncan und Marion waren noch da; Letztere tupfte der Sterbenden die Stirn ab. Caitlins Haut war entsetzlich grau, und sie atmete mühsam. Aber sie war noch bei Bewusstsein. Sie spürte, dass ihr jüngster Enkel im Dunkel stand, wandte sich ihm zu und lächelte sanft.

»Alas ...«, flüsterte sie schwach und streckte ihm eine Hand entgegen. »Mein großer Alasdair, komm her zu mir ...«

Der Junge wagte sich nicht zu rühren. Er hatte Angst, das nahe Ende könnte den liebevollen Blick seiner Großmutter verändert haben. Er spürte, dass der Tod sie umschlich und auf den richtigen Moment wartete, um sich Caitlins Körper zu bemächtigen. Des Körpers einer Frau, der Sanftheit, Wärme und Sicherheit bedeutete. Ein weiches Nest für ein Kind oder eine verletzte Seele. Ob Mutter, Großmutter oder Schwester, für ihn war eine Frau ein Zufluchtsort, an dem er seinen Lebensüberdruß vergaß. In ihren Armen, die sich zärtlich um seine unglückliche Seele schlangen, ihrem wunderbaren Duft und ihrer melodischen Stimme fand er Schutz vor allem Übel auf der Welt.

Wenn er, was selten vorkam, eine Kirche besuchte, betrachtete er aufmerksam und forschend die Statue der Muttergottes, der Frau, die Jesus Christus auf die Welt gebracht hatte. Der Sohn

Gottes, dieser Mann, den alle verehrten ... hatte er Maria wirklich als seine Mutter betrachtet? Als Kind hatte er es bestimmt geliebt, sich in ihre warmen Arme zu schmiegen. Und sicherlich hatte er sich gewünscht, ihre Umarmung zu spüren, als der Schmerz seines Opfers seinen Höhepunkt erreichte, die Grenze, an der sein gepeinigter, menschlicher Körper ihn nicht mehr aushielt. Natürlich, anders hätte es gar nicht sein können.

»Alas ...«, rief sein Vater mit einem harten, ungeduldigen Unterton.

»Ja, Vater, ich komme schon ...«, murmelte der Junge und trat zögernd zu der Sterbenden.

»Komm näher, Alas, und hab keine Angst ... Ich bin immer noch deine gute alte Großmutter, weißt du.«

Alexander kniete nieder, nahm Caitlins zitternde Hand und vermochte das Schluchzen, das ihm die Kehle zuschnürte, nicht länger zu unterdrücken. Duncan stand auf und bedeutete Marion, ihm zu folgen, damit Alexander allein mit seiner Großmutter sein konnte. Der Kleine versteckte das Gesicht nun hinter den verkreuzten Armen und wagte es nicht, der alten Frau ins Gesicht zu schauen. Sie sollte seine Tränen nicht sehen. Er drückte die kleine, ach so zerbrechliche Hand, die ihm mehr als einmal übers Haar gestrichen hatte, um ihn zu trösten.

»Lass das, mein Junge«, murrte Caitlin schwach und legte die Hand auf seinen Kopf. »Bei mir brauchst du nicht zu verbergen, was du auf dem Herzen hast. Komm, schau mich an. Ich möchte in deine schönen Augen sehen ...«

Alexander verbiss sich ein Schluchzen, trocknete seine Wangen und hob den Kopf. Die alte Frau strich ein paar dunkle, widerspenstige Locken weg, die ihm im Gesicht klebten.

»So ist es besser. Und jetzt erzählt mir, was vorhin gewesen ist. Warum habt ihr euch gestritten, dein Bruder und du?«

Alexander dachte an die Auseinandersetzung, die kurz bevor es seiner Großmutter unwohl geworden war, zwischen ihnen stattgefunden hatte, und verzog das Gesicht. Er hatte keine Lust, ihr davon zu erzählen. Aber sie bestand darauf, und wie üblich gab er schließlich nach.

»Wir haben Krieg gespielt, und Malcolm wollte, dass ich der ›böse Campbell‹ bin. Aber ich bin ein Macdonald, genau wie die anderen. Dieser Dummkopf will einfach nicht hören.«

»Und John, kommt er dir denn nicht zu Hilfe?«

»Doch ... aber er wollte nicht, dass ich Malcolm die Strafe verpasse, die er verdient hat.«

»Hmmm, verstehe. Er hatte vielleicht recht. Glaubst du denn, wenn du Malcolm geschlagen hättest, hätte er sich anders besonnen?«

Caitlin sah ihren Enkel an, der den Kopf schüttelte und sich auf die Lippen biss, um nicht in Tränen auszubrechen. Dieses Kind war so furchtbar dünnhäutig und sein Bedürfnis nach Liebe so groß ... Sein Leben versprach schwierig zu werden.

»Weißt du«, flüsterte sie ihm leise zu, »du bist deinem Großvater Liam sehr ähnlich.«

Er sah sie an, sichtlich erschüttert von dem Kompliment.

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Liam hatte auch diese Sensibilität besessen, die sie schon bei ihrer ersten Begegnung berührt hatte, dieses Bedürfnis, mit seinen starken Armen ihre Seele zu behüten. Einige Männer aus dem Clan hatten darin eine Art von Schwäche gesehen. Aber Caitlin hatte diese Eigenschaft eher als geistige Reife betrachtet, die gerade darin bestand, seine Schwächen anzuerkennen.

Genau wie alle Wesen, die Gott geschaffen hatte, musste Alexander lernen, seine Schwächen zu akzeptieren und mit ihnen zu leben. Eines Tages würde er sein Gleichgewicht finden und damit den Stützpfeiler seines Glücks. Doch im Moment machten ihn seine Jugend und sein Groll blind. Im Gegensatz zu seinem Großvater gelang es ihm noch nicht, seine Gefühle zu beherrschen, die sich dann in Wutanfällen entluden. Der Schutzpanzer, in den er sich einschloss, wurde für ihn zur drückenden Last.

Caitlin suchte etwas unter dem Laken und zog einen Gegenstand hervor, den sie ihrem Enkel reichte.

»Für dich«, sagte sie einfach und öffnete die Hand.

Mit aufgerissenen Augen starrte Alexander die Brosche an,

die auf ihrer faltigen und von einer langen Narbe durchzogenen Handfläche glitzerte: das Wappen seines Großvaters. Er wagte nicht, es zu nehmen.

»Er wollte, dass du es bekommst, Alas. An seinem Todestag hat er mich gebeten, es dir zu geben. Aber ich habe noch auf den richtigen Augenblick gewartet, verstehst du?«

»Das kann ich nicht annehmen, Großmutter«, stöhnte der Junge und hielt die Tränen zurück.

»Rede keinen Unsinn. Liam wollte, dass du und kein anderer die Brosche bekommst.«

Auf Alexanders betäubten Zügen malte sich tiefe Trauer. Wie sollte er seiner Großmutter erklären, dass er die Brosche seines Großvaters nicht annehmen konnte? Dass er sie nicht verdient hatte und dass Großvater ihm dieses Geschenk bestimmt nicht gemacht hätte, wenn er gewusst hätte, was er an diesem Tag, diesem furchtbaren Tag, getan hatte ... Nein, er konnte ihr nicht anvertrauen, was ihn seit zwei Jahren umtrieb. Und er vermochte ihr auch nicht zu erzählen, warum er sich in der Samhain-Nacht, wenn die Seelen der Verstorbenen zwischen den Lebenden umgingen, versteckte: Gewiss würde Großvater Liam ihm sonst erscheinen und ihn bestrafen.

»Mein Kleiner«, sagte sie mit einer Stimme, der man anmerkte, wie schwer ihr das Sprechen fiel, »du bereitest mir solche Sorgen. Ich könnte in Frieden sterben, wenn ich wüsste, dass deine Seele mit dem Leben versöhnt ist. Aber so ist es nicht. Ständig kämpfst du gegen dich selbst. Warum nur, Alas? Was willst du dir beweisen? Oder uns?«

Der Knabe schlug die Augen nieder und verwehrte es ihr, die Geheimnisse zu ergründen, die er in der Tiefe seines Herzens verbarg.

»Nichts, Großmutter.«

»Vergiss die anderen, und tu, was du tun musst. Du brauchst niemandem etwas zu beweisen, Alexander Macdonald. Wenn die anderen sich manchmal böse verhalten, liegt das daran, dass sie schlicht eifersüchtig sind. Ich bin mir sicher, dass du das verstehst, oder?«

»Also ...«

»Tuch, Alas, psst! Sieh mich an.«

Der Junge hob das Kinn; Tränen schimmerten auf seinen Wangen. Er sah in diese Augen, die ihn noch nie verurteilt, ihm nie das Gefühl gegeben hatten, der »Fremde« zu sein. Einen ganz kurzen Moment lang überlegte er, ob er der alten Frau sein schreckliches Geheimnis verraten sollte. Aber er besann sich anders. Diese Tat konnte sie ihm nicht verzeihen, auch wenn sie sonst die Einzige war, die ihm niemals Vorwürfe wegen seiner Entgleisungen machte. Nein, er konnte sich ja nicht einmal selbst vergeben.

»Ich liebe dich, Alas. Genau, wie dich dein Vater und deine Mutter lieben, selbst wenn du in deinem Kinderherzen vielleicht etwas anderes glaubst. Ich weiß, dass es Dinge gibt, die für einen kleinen Jungen deines Alters schwer zu verstehen sind, aber ich möchte, dass du weißt, dass deine Eltern dich lieben, ehe ich ... nun ja ... Mach ihnen ihre Entscheidungen nicht zum Vorwurf, sie haben sie immer zu deinem Besten getroffen ... Mit der Zeit wirst du das verstehen ... Bald wirst du selbst ein Mann sein, groß und kräftig wie dein Vater und dein Großvater. Und genau wie sie vor dir wirst du große Dinge vollbringen und auch ... weniger großartige. Wir alle begehen Fehler; und wir müssen sie annehmen und das Beste daraus machen. Wenn Gott es anders gewollt hätte, dann hätte er uns als vollkommene Wesen geschaffen. Doch davon sind wir weit entfernt. Verstehst du, dank der Irrtümer, die wir begehen, gewinnen wir an Weisheit ...«

Caitlin schluckte und legte eine kurze Pause ein. Sie hätte diesem Kind, das sie liebte, so gern eine Richtung gewiesen, ein Lebensziel. Das wäre ihr Vermächtnis, das er fortführen würde.

»Alas, trotz deiner Jugend vermute ich, dass du genau weißt, was in den nächsten Monaten geschehen wird ...«

»Du meinst den Aufstand?«

Langsam nickte sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Sie fand ihn so wunderschön. Die Zwillinge ähnelten ihren Brüdern nicht, die alle eine stämmige Statur und mehr oder weniger rotes

Haar besaßen. Die beiden hatten eher die dunkle Haarfarbe ihres Vaters und die schlanke Gestalt und die unregelmäßigen Gesichtszüge ihrer Mutter geerbt. Die langen schwarzen Wimpern des Knaben lagen auf von der Sonne vergoldeten Wangen. Dann schlug er die saphirblauen Augen zu ihr auf, die sie mit einem Mal an Liam erinnerten. Aber die Augen der Zwillinge ließen eher an fließendes Wasser denken, so veränderlich waren sie. Die Miene des Knaben hellte sich auf.

»Bonnie Prince Charlie wird den Thron besteigen, Großmutter. Schottland wird frei sein...«

Sie umfasste seine Hand und runzelte die Stirn.

»Das weiß nur Gott, mein Junge. Wir haben schon zwei Mal erfolglos versucht, wieder einen Stuart auf den Thron zu setzen. Aber der Traum von der Freiheit... kann so viele verschiedene Gestalten annehmen.«

»Dieses Mal wird es gelingen«, beharrte Alexander.

»Und wenn wir wieder scheitern? Alas... was soll dann aus unserem Volk werden? Die Engländer würden uns nur zu gern den Gnadenstoß versetzen... Was wird dann aus unseren Traditionen, unserer Sprache? Die englische Herrschaft erstreckt sich bis in Reiche, die einst unsere Vorfahren erobert haben. Heute ist unser keltisches Bewusstsein nur noch eine Randerscheinung. Jeden Tag wird es ein wenig angenagt, und jeden Tag werden wir ein bisschen mehr zurechtgebogen und einverleibt. Langsam, aber sicher. Wenn wir nichts unternehmen, werden wir verschwinden. Alasdair, versprich mir, alles in deiner Macht Stehende zu tun, um das zu bewahren, was deine Vorfahren dir hinterlassen haben. Und wenn ein Tag kommt, an dem du spürst, dass dieses Erbe bedroht ist, dann geh fort. Lass nicht zu, dass sie es dir wegnehmen. Lass dir nicht deine Seele stehen. Geh nach drüben, nach Amerika. Ich habe sagen hören, das Land sei riesig, und man sei dort frei.«

»Ich will aber Schottland nicht verlassen, Großmutter! Ich bin Schotte und...«

»Schottland ist nicht nur das Land, in dem du geboren bist. Es ist auch und vor allem die Seele seines Volkes, verstehst

du? Seine Sprache, seine Traditionen sind in uns verwurzelt. Der Geist, Alasdair, ist das Wichtige, und das wird dich retten. Einmal hat ein Freund, ein Arzt, zu mir gesagt: »Die einzige Freiheit des Menschen liegt in seinem Geist. Kein Gesetz, keine Drohung, keine Ketten können ihn bezwingen.« Er hatte recht: Du allein bist der Herr deiner Freiheit. Die Engländer können unser Feuer nicht einfach mit ihrem bössartigen Hauch löschen. Schottland wankt, aber es wird nicht fallen. Es wird überleben, an einem anderen Ort, wenn es sein muss. Unser gälisches Blut lässt sich nicht so leicht verdünnen. Gewiss, wir werden uns mit anderen vermischen; das ist unvermeidlich und notwendig, damit wir überleben. Aber unser Blut ist stark und muss es bleiben. Der Geist, das Bewusstsein dessen, was wir sind, wird unser Volk retten. Kennst du die Devisen der Clans, die dir dieses kostbare Erbe hinterlassen haben? *Per mare, per terras, ne obliviscaris*; das heißt so viel wie über Meere und Länder sollst du nicht vergessen, wer du bist... Verstehst du? Vergiss niemals, wer du bist! Ich weiß wohl, dass du noch etwas jung bist, um das alles zu erfassen. Aber du trägst das Erbe deines Volkes in dir. Es ist deine Aufgabe, es zu bewahren, es weiterzugeben, um unsere Traditionen zu erhalten. In gewisser Weise vertraue ich dir eine Mission an, Alasdair. Deine älteren Brüder haben sich schon eingerichtet, haben Frau und Kinder. Natürlich sind Coll und John auch noch da. Ich vertraue darauf, dass du ihnen diese Botschaft übermittelst. Aber dir vertraue ich die Aufgabe an, meinen Traum zu verwirklichen. Wenn diese Rebellion scheitert, dann bedeutet es das Ende der Clans in Schottland, in unseren Bergen. Und das darf nicht sein...«

»Aber was sagst du da, Großmutter? Wir werden sie schlagen! Wir werfen sie aus unserem Land!«

»Also, ich weiß nicht... Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Deine Mutter hatte eine ihrer Visionen. Darin waren unsere Täler leer. Niemand lebte mehr dort. Nur Ruinen waren noch übrig. Die Welt ist groß, Alasdair. Du musst unser Erbe in Sicherheit bringen. Es darf nicht verloren gehen. Nur wenn wir das schaffen, haben wir die *Sassanachs* wirklich besiegt. Deinen

Geist, deine Seele ... das können sie dir nicht nehmen ... Versprich mir, Alasdair ...«

»Ich ... ich verspreche es ... Du machst mir Angst, Großmutter ...«, stammelte der kleine Alexander.

»Du wirst mutig sein, mein Junge. Ich weiß es ... Du bist es ja schon ...«

Bestürzt blieb Duncan knien und betrachtete zärtlich seine Mutter. In Caitlins Gesicht stand ein ganzes Leben geschrieben. Die durchscheinende Haut, die sich über den Knochen spannte, ließ an den Schläfen feine bläuliche Venen erkennen. Ihre jetzt geschlossenen Augen lagen tief in den Höhlen. Trotz allem fand er sie immer noch sehr schön. Ihr langer, silbriger Zopf, der einst schwarz wie die Nacht gewesen war, ruhte auf ihrer Brust. Sie hatte diese Haartracht stets einem strengen Knoten vorgezogen. Die Altersweisheit hatte dem lebhaften Blick ihrer meergrünen Augen eine neue Dimension verliehen. Caitlin Fiona Dunn Macdonald hatte ein erfülltes Leben gehabt. Und mit neunundsechzig Jahren fand sie nun endlich ihre verdiente Ruhe.

Abendliches Halbdunkel erfüllte die Kate. Aber Duncan zündete die Kerze nicht an. Er verharrte reglos und betrachtete das Profil seiner Mutter, das nach und nach von der Dunkelheit verschlungen wurde, und weinte. Die Hand, die er in der seinen hielt, war noch warm, würde sich aber nie wieder regen. Caitlins Züge wirkten entspannt. Die Last der Jahre schien von ihr genommen zu sein; sie sah beinahe glücklich aus.

Liams Tod hatte seine Mutter zutiefst getroffen, und sie war nie vollständig darüber hinweggekommen. Jetzt würde sie ihren Mann wiedersehen, irgendwo auf der anderen Seite. Mit einem Mal fühlte Duncan sich angesichts von allem, was auf ihn wartete, furchtbar allein.

»Danke, Mama«, murmelte er von Schluchzern geschüttelt. »Danke ... dafür, dass du Alexander erklärt hast, was ich nicht geschafft habe, ihm zu sagen ... Ach, lieber Gott!«

Er hatte seinen Sohn schützen wollen, aber er hatte ihn von sich entfremdet. Alexander war ein Fremder in seinem eigenen



Sonia Marmen

Schild und Harfe

Highland-Saga

eBook

ISBN: 978-3-641-11358-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Alle Fans von Diana Gabaldon, aufgepasst!

Schottland im 18. Jahrhundert: Alexander Macdonald, Sohn von Duncan Coll und Enkel von Caitlin und Liam, trägt ein dunkles Geheimnis in sich. Um seinem tragischen Schicksal voller schmerzhafter Erinnerungen, Einsamkeit und widersprüchlicher Gefühle zu entgehen, schließt er sich der englischen Armee an. So kommt es, dass er sich 1758 auf amerikanischem Boden wiederfindet und für die Eroberung Neufrankreichs kämpft. Dort trifft er die Französin Isabelle Lacroix, die Liebe seines Lebens ...

Der dritte Roman der farbenprächtigen Highland-Saga um Caitlin, Liam und ihre Nachfahren!